

XX. Synode des Zisterzienserordens, Rom, 24.09. 2019

Dieser Vortrag wurde mit einigen Anpassungen auch am 4. Oktober 2019 am monastischen Treffen Lateinamerikas (EMLA) in Cordoba, Argentinien, gehalten.

P. Mauro-Giuseppe Lepori OCist

Das Zelt des menschengewordenen Wortes

Mit meinem Bericht möchte ich, vor allem ich, der Forderung entsprechen, die im Brief zur Einberufung dieser Synode formuliert ist, dies mit dem Wunsch, mich auf das zu konzentrieren, was im Hinblick auf das Generalkapitel im nächsten Jahr wirklich nützlich sein kann. Ich denke, dass dieses Generalkapitel wichtig sein wird für die gemeinsame Prüfung unserer Strukturen, um sie anzupassen und so dem Orden zu helfen, mit neuer Vitalität sein Charisma zu leben und sich gegenseitig zu unterstützen. Dazu ist es entscheidend, dass wir uns mit Realismus unseren Schwächen stellen, die immer grösser werden, dass wir aber auch über unser Potenzial und unsere Begabungen sprechen, mit denen Gott uns beschenkt. Tun wir das mit einer frischen Leidenschaft für die ganze Kirche und für das Heil der Welt, dieser Welt, in der wir leben, nicht einer Welt, der wir nostalgisch nachträumen und die vielleicht gar nie existiert hat.

In der Sendung der Kirche

In wenigen Tagen beginnt für die ganze Kirche ein vom Papst ausgerufener ausserordentlicher Missionsmonat; in wenigen Tagen beginnt auch eine ausserordentliche Synode über den Amazonas. Mir scheint wichtig, dass wir dem Rechnung tragen, damit wir das Treffen unserer Synode mit dem Bewusstsein leben, dass alles, was wir vertiefen, prüfen und planen wollen, uns in einer weltweiten Sendung engagieren muss, in der Sendung aller Getauften, der Sendung der ganzen Kirche. Während dieser Tage müssen eigentlich auch wir uns mit *Mission* beschäftigen, mit unserer Mission. Selbst wenn diese besondere Akzente hat, die mit unserem Charisma zusammenhängen, wie z.B. die *Stabilitas*, die Klausur, das Schweigen, die Gastfreundschaft, also auch wenn wir weniger in die Mission gehen, ist sie doch immer eine universale Sendung, die Sendung der ganzen Kirche, die Sendung Christi, den der Vater zur Erlösung der ganzen Welt gesandt hat.

Jede Begegnung mit Christus macht uns zu Missionaren, auch, und ich würde sagen, vor allem im Innern und aus dem Innern eines monastischen Lebens, eines Lebens der Beständigkeit an einem bestimmten Ort und in einer bestimmten Gemeinschaft. Das menschliche Leben, das Menschsein hat sich mit der Menschwerdung Gottes in ein Nazareth verwandelt, in ein im gewöhnlichen Leben des Menschen verborgenes Leben Christi. Deshalb haben jede authentische Mission und Weitergabe Christi immer eine marianische Dimension. Als Beispiel können wir die Heimsuchung anführen, als Maria aufbrach in das Bergland von Judäa zu ihrer Cousine Elisabeth. Das Ereignis Christi hat sozusagen eine „*Stabilitas in Mission*“ geschaffen.

Die vom heiligen Benedikt gewollte und angestrebte Beständigkeit ist in Wirklichkeit ein „pilgerndes Bleiben“, ein „Hineingehen in das Gesandt-Sein“, ein Verharren im Zentrum, das die äussersten Grenzen der Welt und der Menschheit erreicht.

Das Zelt des Wortes in unserer Mitte

In unseren Klöstern beten wir dreimal täglich den englischen Gruss. Folglich bete ich ihn seit mindestens 35 Jahren, ich betete ihn aber schon vorher. Und doch fiel mir der genaue Wortlaut des dritten Verses erst kürzlich auf. Er ist ein Zitat des Prologs im Johannesevangelium: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt“ (Joh 1,14). Das griechische Verb für „hat unter uns gewohnt“ ist *skenoo*, abgeleitet vom Wort *skene*, Zelt. Wörtlich könnte man also wie folgt übersetzen: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat sein Zelt unter uns aufgeschlagen [*eskenosen*]“.

In der Bibel und für die Nomaden der Nachkommenschaft Abrahams ist das Zelt eine Wohnung, die sich mit dem Bewohner fortbewegt. Es ist eine leichte Behausung, aber gerade deshalb hindert sie nicht am Weitergehen, Fortschreiten, am Gang durch die Wüste. Für die Nomaden ist das Zelt aber nicht nur das: Es ist auch ein Ort der Gastfreundschaft und der Begegnung. Es schafft unterwegs Treffpunkte für die Gemeinschaft, die Freundschaft, die Vertraulichkeit mit dem Nächsten. Man teilt hier den Schutz, den das Zelt bietet, Mahlzeiten, welche die Familie oder die Gemeinschaft zusammenführen. Im Zelt versammeln sich die Nomaden, um zusammen zu sein und auszutauschen.

Indem Johannes dieses Verb benützt, um die Menschwerdung des Wortes Gottes, oder genauer, die unmittelbare Auswirkung der Menschwerdung Gottes zu beschreiben, will er uns sagen, dass der menschengewordene Gott unter uns, mitten in der Welt ein Zelt aufgeschlagen hat. Dieses Zelt lässt uns alles, was es für die Nomaden in der Wüste bedeutet, mit diesem Gott leben.

Wenn der heilige Benedikt in seiner Regel darauf besteht, dass man im Kloster „wohnen“ soll, geht er, wie ihr wisst, vom Zitat des Psalms 14 aus, wo auch das Bild vom Zelt, lateinisch „*tabernaculum*“, verwendet wird. Er zitiert den Vers: „Herr, wer darf Gast sein in deinem Zelt?“ (Ps 14,1) In seiner Antwort auf die Frage bedient sich der heilige Benedikt weiterhin dieses Psalms. Er sagt, dass wir in diesen Worten den Herrn hören dürfen, wie er „uns den Weg des Zeltes weist – *ostendentem nobis viam tabernaculi*“ (RB Prol 24). Damit denkt Benedikt vor allem an den Weg, auf dem wir zu diesem Zelt gelangen können. Wir können es aber auch in dem Sinn verstehen, dass hier der Weg gemeint ist, den wir zurücklegen, indem wir im Zelt eines Gottes wohnen, der sich in unserer Mitte zum Nomaden gemacht hat, der gekommen ist, mit uns zu wohnen und mit uns unterwegs zu sein, der mit einer Sendung unter die Menschen gekommen ist.

Ein paar Zeilen weiter, immer noch im Prolog, kommt der heilige Benedikt auf dieses Bild zurück: „Brüder, wir haben also den Herrn befragt, wer in seinem Zelte wohnen darf [*de habitatore tabernaculi*], und die Bedingungen für das Wohnen gehört [*habitandi praeceptum*]. Erfüllen wir doch die Bedingungen eines Bewohners [*habitoris officium*]!“ (RB Prol 39)

Der heilige Benedikt betont die Worte wohnen, Bewohner, und das könnte in uns eine statische Vorstellung vom monastischen Leben wecken. Wir dürfen jedoch nicht übersehen, dass er ja vom Bewohner des Zeltes – „*habitor tabernaculi*“ spricht, also von einem Nomaden, von jemandem, der *pilgernd wohnt*, von jemandem, der *im Gehen verweilt*.

Gemeinsam gehen

Ich meine, wir müssen dieses Bild im Kopf behalten, vor allem heute, wo alles in Bewegung ist. Nicht nur die Migranten armer Völker leben in einer oft tragischen Instabilität, sondern auch die Menschen, denen es gut geht, die Haus und Arbeit haben, sind ständig in Bewegung, oft ohne zu wissen, wohin sie gehen. Sie leben in der Illusion, vor der Ruhelosigkeit und Orientierungslosigkeit ihres Herzens fliehen zu können. Christus kommt nicht, dem unruhigen und unbeständigen Menschen zu sagen: „Halte still!“ Er zeigt uns aber einen Weg, auf dem zu gehen Sinn hat, der nicht planlose Flucht ist, sondern ein gemeinsames Gehen auf ein Ziel zu, ein Gehen, das auf ein Ziel ausgerichtet ist.

Genau das müssen die Mönche und Nonnen, die monastischen Gemeinschaften und Orden ihrer Berufung entsprechend der ruhelosen und unbeständigen Menschheit von heute bieten: die Beständigkeit eines Weges, auf dem das ganze Leben Sinn hat, weil es auf die letzte Bestimmung des Universums und der Welt zugeht. Deshalb ist es wichtig, dass vor allem wir unser Leben im Kloster nicht als ein Leben in einer unverwüstlichen Festung auffassen, sondern als Leben im Zelt des Herrn, der uns eine Behausung, Schutz und Beständigkeit bietet und uns doch ermöglicht, gemeinsam einen Weg zurückzulegen, gemeinsam mit Christus und gemeinsam unter uns in ihm, so dass gerade dieses Bleiben, dieses monastische und zönotische Leben Sendung, Evangelisierung in der Kirche und für die Welt ist.

Wir müssen uns bewusst werden, dass wir berufen sind, in einem Zelt zu leben, selbst wenn wir in Klöstern mit meterdicken Mauern wohnen. Es geht nicht um eine materielle, physische Frage, sondern um eine Frage der geistigen Verfassung in unserem klösterlichen und vor allem gemeinschaftlichen Leben. Der grösste Irrtum, den wir im monastischen Leben begehen können, besteht darin, im Kloster zu leben, ohne in der Gemeinschaft zu leben. Dann wäre das Kloster eher ein monumentales Grabdenkmal anstelle einer Wohnung mit lebendigen Menschen. Die erste Auswirkung des Lebens im Kloster ohne Leben in der Gemeinschaft ist, dass man nicht mehr geht, dass das Kloster nicht mehr der Weg des Zeltes ist, die „*via tabernaculi*“, auf dem man bei Christus bleibt, der mit uns geht. Im Kloster wohnen wir, um einen Weg zurückzulegen, um mit jedem von Gott und für Gott geschaffenen Menschen Pilger auf der Erde zu sein.

Wir dürfen nicht vergessen, dass das Zelt, in dem wir wohnen und pilgern dürfen und sollen, das Zelt ist, das der Sohn Gottes mit seiner Menschwerdung unter uns aufgestellt hat, das Zelt der Kirche. „Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns sein Zelt aufgeschlagen“. Gott kann für uns nicht gegenwärtiger sein als in seinem

Fleisch, in seiner Menschwerdung. Aber er wohnt unter uns in der Gestalt eines Zeltes, an sich nichts Stabiles, für uns jedoch Wohnung in der Masse, als wir dort Christus begegnen, mit ihm sprechen, mit ihm Brot und Wein teilen, mit und in ihm unseren Brüdern und Schwestern begegnen, die Gott auf unseren Weg stellt, der dem himmlischen Vaterland zustrebt.

Ein Zelt, in dem man nicht zusammenlebt, in dem man sich nicht begegnet, ist nicht mehr Wohnung, ist kein Haus mehr: Es sind nur noch aufgehängte oder aufgespannte Zeltplanen, manchmal wie wertvolle Wandteppiche in Museen, manchmal von der Zeit zerschlossene Lumpen, aber niemand würde das noch „Haus“ oder „Wohnung“ nennen. Nur wenn man dort Menschen trifft, die zusammenleben, nennt man ein Zelt Wohnung. Das gilt auch für Häuser aus Stein. Allerdings besteht das Problem, dass man sich hier leichter Illusionen macht und meint, ein solches Haus sei eine Wohnstätte, selbst wenn niemand drin wohnt, selbst wenn man dort nicht zusammenlebt. Viele Klöster fördern diese falsche Vorstellung in denjenigen, die sie von aussen betrachten, aber in Tat und Wahrheit bieten sie kein Zuhause.

Der synodale Charakter des Ordens

Wenn wir über die *Carta Caritatis* nachdenken, und Gottseidank machen wir das häufig und gut in diesem Jubiläum zu deren Entstehung vor 900 Jahren, dann stellen wir fest, dass unsere Väter die wesentlichen Elemente herausgearbeitet haben, um unseren Orden zu einem Zuhause unterwegs machen, zu einem grossen Zelt, das allen Gemeinschaften und Gliedern des Ordens Schutz und Gelegenheit bietet sich zu treffen, gemeinsam zu gehen, und das alles mit Christus, im Zelt, das Christus in der Welt mit seiner Menschwerdung aufgeschlagen hat.

Das grosse Zelt des Ordens ist auch als Schule gedacht, wo man lernt, im Zelt jeder Gemeinschaft zu wohnen und jeder Gemeinschaft zu helfen, seine „*viam tabernaculi*“ zu finden, ihren eigenen und besonderen Weg zum und im Zelt Christi.

Ich füge noch eine Bemerkung hinzu: Dieses Bild vom Zelt als Zuhause unserer Berufung unterwegs ist ein sehr „synodales“ Bild im etymologischen Sinn des Wortes als „gemeinsames Unterwegssein“, wie Papst Franziskus immer wieder in Erinnerung ruft. Welche Reformen und Aktualisierung unserer Strukturen wir auch immer ausdenken, sie müssen immer, glaube ich, eine Vertiefung und Belebung des synodalen Charakters unserer Einrichtungen, vor allem des Generalkapitels, sein. Wie ich schon im letzten Weihnachtsbrief erklärt habe, hat mir die persönliche Erfahrung meiner Teilnahme an der Bischofssynode zum Thema der Jugend geholfen, das synodale Konzept der Autorität neu zu verstehen, das der heilige Benedikt in seiner ganzen Regel und nicht nur im Kapitel 3 lehrt. Wir müssen unsere Organisation neu prüfen mit einer einfachen, aber sehr dringenden Frage: Wie helfen uns die Strukturen, gemeinsam den Weg unserer Berufung zu gehen?

Im Kapitel 3 der Regel erinnert uns der heilige Benedikt daran, dass das Hören auf die Jüngeren ein wichtiger Aspekt der Synodalität ist (RB 3,3). Es geht nicht nur um das Anhören ihrer Ideen und Vorschläge, die an sich nicht mehr und nicht weniger wert sind als die der Älteren, sondern darum, das Gespür für die tiefe Sehnsucht in ihnen,

für die Frische des Bewusstseins, von Christus berufen zu sein, nicht zu verlieren. Es ist leider auch Tatsache, dass gewisse Junge manchmal älter sind als viele Ältere; manchmal haben sie den Eifer verloren oder verlieren ihn schnell, vielleicht sogar durch unsere Schuld, wenn wir ihnen nicht die nötige Begleitung bieten, so dass die Liebe zu Christus lebendig bleiben und die Begegnung mit ihm sich erneuern kann. Aber ich muss sagen, dass ich in den meisten Fällen Jungen begegne, die wirklich den Wunsch haben, ihr Leben Christus zu schenken, die aber in den Gemeinschaften nicht nur die Hilfe und das Beispiel, Christus in allem den Vorzug einzuräumen, nicht vorfinden, sondern auch nicht das Bewusstsein der Bedeutung dieser Bevorzugung für unser Leben. Es ist, als würden sie bei uns die Hochachtung und den heiligen Respekt vor dem Wert jeder Berufung, vor der Tatsache vermissen, dass Jesus einem Jungen begegnet, ihn liebgewinnt und ihn für immer in seine Nachfolge ruft.

Wir müssen unsere Verantwortung vor allem gegenüber jedem wahrnehmen, den der Herr die kostbare Perle finden lässt, ihm in unserer Berufung zu folgen. Wenn wir selber den Wert dieser Perle vergessen haben, die uns persönlich geschenkt wurde, dann ist es natürlich schwierig, andern die Wertschätzung dafür beizubringen. Wenn unsere Leidenschaft für unsere Berufung etwas „sklerotisch“ geworden ist, dann müssten wir uns wenigstens aufrütteln lassen vom Anblick der Berufung Junger, die uns überraschen, und ihnen helfen, weniger nachlässig zu sein im Hüten und Pflegen der geschenkten Perle.

Die *Carta Caritatis* ist ein erstaunliches Beispiel dafür, wie unsere Väter im Licht und im Dienst der Berufung, des Charismas an die Organisation gedacht haben. Eigentlich ging es ihnen nicht um die Strukturen, sondern um die Berufung, in deren Dienst die Struktur gestellt werden muss. Aus diesem Grund waren sie dieser Ordnung treu und verlangten von allen diese Treue.

Der Esel des barmherzigen Samariters

Wenn ich darüber nachdenke, wie wir uns in vielen gefährdeten Situationen unterstützt haben, kommt mir das Bild des barmherzigen Samariters in den Sinn, der dem unter die Räuber gefallenen Mann geholfen hat, indem er die ihm zur Verfügung stehenden Mittel mit Liebe und Flexibilität aufgewertet hat (vgl. Lk 10,34-35). Wie der Priester und der Levit, die vor ihm an dieser Stelle vorbeigegangen sind, so war auch der Samariter aus anderen Gründen unterwegs, als sich um einen ausgeraubten und verprügelten Mann zu kümmern. Mitleid und Erbarmen jedoch haben sein Herz dazu bewegt, die ihm zur Verfügung stehenden Mittel, das Öl, den Wein, den Esel und sein Geld, für einen andern einzusetzen, und das hat den Wert dieser Mittel vermehrt. Öl und Wein hatte er sicher bei sich für ein gutes Essen; den Esel brauchte er wohl, um Waren zu transportieren, die er verkaufen und damit Geld verdienen wollte; und das Geld war für seine persönlichen Auslagen bestimmt. Alle diese Mittel hatten also eine genau definierte Funktion. Das Mitleid hat deren Verwendung dahin verändert, dass sie zu Instrumenten des Guten, der Nächstenliebe, der Verbrüderung mit diesem verletzten Fremden wurden. Vor allem aber hat der Samariter mit diesen Mitteln das Wohlwollen Gottes für sich gewonnen.

Auch unsere Strukturen sind wie das Öl, der Wein, das Geld, und ich unterstreiche, besonders der Esel unseres Samariters. Normalerweise sind wir aufgefordert, sie für uns selbst gemäss den aufgestellten Regeln und zu unserem legitimen Vorteil zu verwenden. Der Zustand der Kirche und unseres Ordens fordert uns jedoch immer häufiger auf, sie dazu einzusetzen, Schwächen, Armut, Leiden unserer Brüder und Schwestern zu lindern und zu heilen. Meist stellen wir dann fest, dass unsere Strukturen sich sehr gut dazu eignen Gutes zu tun, ja besser als wenn wir sie nur für den „Normalverbrauch“ einsetzen. Ein Esel, der als Ambulanz dient, macht etwas viel Edleres als nur materielle Güter zu transportieren. Öl und Wein zur Linderung von Wunden sind wertvoller, als wenn sie bloss in unserem Bauch und – pardon! im Abwasser landen. Das Geld, das wir ausgeben, um Gutes zu tun, verwandelt sich in einen Schatz im Himmel ...

Ich muss sagen, dass ich diesen Sprung der Aufwertung unserer Einrichtungen vor allem bei den weiblichen Gliedern unseres Ordens gesehen habe. Die Fähigkeit, das, was wir haben, zu verwenden, um für andere zu sorgen, liegt sicher in der mütterlichen Natur der Frau. Ich erwähne das besonders, damit wir nicht versäumen, der Gnade, ein gemischter Orden zu sein, auch in der Reform der Strukturen Rechnung zu tragen! Deshalb habe ich immer wieder die durchwegs positive Erfahrung hervorgehoben, wenn ich bei einer ordentlichen Visitation von einer Nonne begleitet werde, auch in Männerklöstern!

Dieser Sprung vom rein regulären Gebrauch der Strukturen zum Gebrauch im Dienst der Nächstenliebe, des Mitleidens und folglich des Lebens geschieht allerdings nicht spontan: Man muss dafür sorgen, man muss dazu ausbilden. Auch das ist ein wichtiger Aspekt meiner Erfahrung der letzten Jahre, den wir berücksichtigen müssen, wenn wir die Leitungsstrukturen erneuern wollen. Wenn wir diese Strukturen, die Instrumente des Ordens nicht mit Umsicht einsetzen, nützen sie niemandem, dienen sie nicht dem Leben.

Das ist ein wenig das Kreuz meines und unseres Amtes: ordentliche Visitationen, Kapitel, Ratsversammlungen durchzuführen, ohne dass diese Instrumente ernst genommen werden von denen, die an deren Durchführung beteiligt sind und oft auch von denen nicht, zu deren Gunsten sie durchgeführt werden. Es kommt mir manchmal vor, als würde sich der verletzte Mann weigern, sich vom Esel tragen zu lassen, oder als würde er sich vom Esel stürzen, während wir ihn zur Herberge tragen, oder als würde er das Öl und den Wein entfernen, weil sie auf der Wunde brennen, oder als würde er das Geld nicht für die Pflege ausgeben, sondern um einem Laster freien Lauf zu lassen... Ich könnte viele Beispiele von vielen Orten auf der Welt anführen.

Ich muss allerdings sagen, dass immer mehr die positive Haltung, um Hilfe zu bitten und sich helfen zu lassen, die Oberhand gewinnt, und dass man sich Mühe gibt mit der angebotenen Hilfe. Es gibt allerdings einen Aspekt, mit dem wir rechnen müssen, weil er schon in der *Carta Caritatis* erwähnt wird: dass unsere Instrumente der *Communio*, der Begleitung und der Mitverantwortlichkeit nicht ernst genommen werden, dass sie vernachlässigt werden aus Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit, aus dem stolzen Glauben, sie nicht nötig zu haben, weil sie das eigene egoistische Interesse oder die eigene Eitelkeit nicht befriedigen.

Das Problem besteht darin, dass die Oberen, welche die Mittel des Ordens oder der Kongregationen nicht achten, in Wirklichkeit die eigenen Gemeinschaften vernachlässigen und schädigen.

Ich stelle fest, dass oft die nicht offiziellen oder nicht kanonischen Begegnungen im Orden geholfen haben, unsere offiziellen Hilfsmittel und Strukturen ernst zu nehmen, allen voran der Kurs für die Oberen, der alle zwei bis drei Jahre stattfindet. Jedes Mal hat mindestens die Hälfte der Oberen des Ordens daran teilgenommen. Das hat ein Netz von geschwisterlichen Beziehungen unter uns entstehen lassen, und dieser Prozess setzt sich fort. Das schlägt sich selbst auf die offizielleren Ereignisse des Ordens nieder wie das Generalkapitel oder die Kongregationskapitel, die Synode, die Räte und selbst die Visitationen. Denn die Erfahrung des Kurses für die Oberen ist ein demutsvolles Zusammensein mit dem Wunsch, zu teilen, sich auszubilden, zu lernen (und das ist eine grosse Tugend jener, die immer unterrichten müssen). Die Zwanglosigkeit des Kurses tut uns gut, denn es gibt nichts zu entscheiden, man muss um nichts kämpfen, nichts verteidigen. Die *lectio divina* in Gruppen jeweils am Anfang des Tages ist zu einem festen Bestandteil dieser Begegnungen geworden, der uns hilft, den richtigen Ton zu finden, der alles andere in Einklang bringt. Ich glaube, in diesen Momenten finden wir den Geist der *Carta Caritatis*. Wir müssten aus solchen Erfahrungen Nutzen ziehen, um auch den Verlauf des Generalkapitels neu zu überdenken. Vergleichbare Erfahrungen gibt es in den Kongregationskapitel oder auch gemeinsam mit anderen Orden, vor allem des OCSO.

Ein Esel, der wirklich Christus trägt

Das bedeutet aber Arbeit, die wir vertiefen und fortführen müssen. Keine Struktur entwickelt sich von selbst. Wenn es nicht Menschen gibt, die sie mit ernsthafter Absicht beleben, bleiben sie steril, sozusagen Parade-Esel, die unfähig sind, unsere Bedürfnisse und Zerbrechlichkeit zu tragen.

Manchmal wird die Form der Institutionen und Strukturen zu wichtig und somit schwerfällig; dann sind sie nicht mehr tragfähig für unser Schwächen. Es ist, als würde der Samariter den Esel auf die Schultern des verletzten Mannes laden anstatt umgekehrt, den verletzten Mann auf den Rücken des Esels zu packen... Das ist wirklich mein Eindruck, wenn ich an viele Strukturen der Kirche, auch juristische Strukturen, wie gewisse Aspekte von *Cor Orans*, denke. Das sind nicht Esel, die uns helfen, unsere Unzulänglichkeiten zu tragen, sondern Esel, die sich von den Schwachen tragen lassen und diese damit erdrücken. Denken wir daran, wenn wir die aktuellen Strukturen des Ordens ehrlich prüfen. Es geht nicht um eine ästhetische Erneuerung des Ordens, sondern darum, ihn für die heutigen Nöte tragfähig zu machen, indem auch unsere Stärken gefördert werden.

Auch die Rolle des Generalabtes muss in diesem Licht neu überdacht werden; auch er muss ein ... nützlicher Esel sein. Ich sage das nicht etwa aus Demut, denn Jesus sagte nur vom Esel, auf dem er in Jerusalem einzog: „Der Herr braucht ihn“ (Mt 21,3; Mc 11,3; Lc 19,31). Nicht einmal von den Aposteln hat er das je gesagt. Christus braucht Strukturen, die ihn „tragen“, wenn er in seine Passion einzieht, um die Welt zu retten.

Alle Personen, die Strukturen und Einrichtungen, die für die Führung und Übernahme von Verantwortung da sind, dienen nur dann, wenn wir dafür sorgen, dass sie Christus den Erlöser tragen.

Das ist ein Kriterium, das sofort falsche Probleme und viele unnötige Forderungen bezüglich der Form und der Funktion unserer Institutionen zum Verschwinden bringt. Wenn wir sie zum Beispiel anstreben oder brauchen, indem wir nur ichbezogen an Macht denken oder unsere persönlichen Interessen oder die unseres Klosters oder unserer Kongregation wahren wollen, verraten wir das, wozu sie ihrem Wesen nach da sind. Jesus brauchte den Esel nicht, um sich zum König der Juden ausrufen zu lassen, sondern in Demut und Sanftmut in seine erlösende Passion einzuziehen.

In unserem Orden ist die Rolle des Generalabtes von juristischen Befugnissen und viel Schnickschnack entlastet. Er muss sich praktisch nur um Personen, Gemeinschaften und auch Kongregationen in einem vergleichbar kritischen Zustand wie der „*semivivus*“ Mann des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter kümmern (Lk 10,30). Ich beklage mich nicht darüber, denn je mehr Jahre vergehen, umso mehr wird mir bewusst, dass der Orden für den Generalabt den „besseren Teil“ ausgesucht hat, nämlich sich vor allem in seinen verlassenen und verachteten Gliedern um den verletzten Leib Christi zu kümmern. Das gilt jedoch auch in zunehmendem Mass für die Präsidien der Kongregationen und für jeden Oberen in seiner Gemeinschaft.

Gemeinsam Verantwortung übernehmen

Wir müssen uns jedoch gemeinsam diesen Situationen stellen, vor allem auch um uns gegenseitig daran zu erinnern, dass sich mit heiklen und schwierigen Situationen abgeben nicht verlorene Zeit ist, uns nicht hindert unser Amt erfüllt und fruchtbar zu leben, sondern gerade der Weg zu dieser Fruchtbarkeit ist. Diesen Wert der gemeinsamen Sorge für die Menschen und Gemeinschaften, die uns anvertraut sind, entdecken wir jedoch nur, wenn wir uns gemeinsam dieser Situationen annehmen, als im Tun selbst. Ich könnte viele Beispiele für diese gemeinsam mit einigen von euch oder andern Gliedern des Ordens gemachte Erfahrung anführen.

Begegnungen des Ordens, auf welcher Stufe auch immer, sind wirklich nützlich und willkommen, wenn man gemeinsame Verantwortung erlebt, gemeinsam getragene Sorge und somit eine Gemeinsamkeit unter uns, die Quelle der Freude und Kraft für unser Amt ist. Nicht selten jedoch stelle ich Mangel an Bereitschaft fest, sich dieser österlichen und Gemeinschaft stiftenden Logik der christlichen Seelsorge hinzugeben. Man zieht den Alleingang vor, man will allein schwierige Situationen anpacken, man will nicht auf Ratschläge hören, die von anderen kommen. Das Ergebnis ist meist eine pastorale Sterilität auf Kosten der Gemeinschaften und Personen, besonders der schwächsten, die uns anvertraut sind.

Wir dürfen die Tatsache nicht ausser Acht lassen, dass die *Carta Caritatis* nicht nur wichtig ist, weil sie bestimmte Strukturen festlegt wie das Generalkapitel, die Visitationen, usw., sondern auch weil sie uns den Geist vermittelt, mit dem sie praktiziert werden sollen und ohne den keine Struktur an sich gut und nützlich ist.

Das was uns der Orden bietet oder bieten will, ist nicht eine Busse, eine zusätzliche Aufgabe, die mit tausend andern bewältigt werden muss, sondern die Gelegenheit, unseren Auftrag und unsere Berufung mit Freude und Zufriedenheit zu leben. Bestimmt müssen wir auch Situationen ertragen und Aufgaben übernehmen, die uns traurig stimmen, die eine Belastung sind. Wenn ich aber zurückschaue, stelle ich fest, dass ich bei schwierigen Aufgaben mit den Personen, die mich begleitet haben, jedes Mal eine bereichernde, schöne, wenn auch schmerzliche Erfahrung gemacht habe, wenn ich von der gemeinschaftlichen Struktur des Ordens profitieren konnte.

Ein Generalkapitel oder ein Kongregationskapitel, eine ordentliche Visitation, einen Rat in Gemeinschaft mit jemandem, mit anderen zu erleben, ist immer ein schönes Erlebnis. Ich könnte Dutzende von Beispielen anführen. Alles schöne Erlebnisse, sicher auch z.T. schwierige und doch freudige und hoffnungsvolle, denn wenn man Freundschaft erfährt, wird die Hoffnung selbst in den schwierigsten Situationen von eben dieser Freundschaft genährt und nicht von der Situation als solcher bestimmt. Das macht uns frei auch im Hinblick auf das Ergebnis unserer Mission, unserer Anstrengung. Hoffnung macht frei, weil wir wissen, dass das Resultat unseres Engagements doch immer in der Hand Gottes liegt.

Wir müssen uns jedoch immer an diese Art und Weise, an diesen Geist, Verantwortung für den Orden und im Orden zu leben, erinnern, und die Strukturen und Ereignisse müssen diesem Geist dienen. Aus diesem Grund ist es wichtig, diesen Einrichtungen treu zu bleiben wegen der positiven Erfahrungen, die dort möglich sind und die wir brauchen, und die wir durch Fernbleiben und Unterschätzung verlieren zum schweren Schaden für uns selbst und die uns Anvertrauten.

Es drängt mich, noch eine kurze Überlegung bezüglich der Schwäche anzufügen. Die Schwäche einer Gemeinschaft ist nicht immer unverschuldet. Es gibt Schwächen, die sich nicht helfen lassen wollen, die Hilfe nur dann annehmen, wenn sie ihrem eigenen Willen entspricht, was praktisch bedeutet, dass sie auf Unterstützung ... ihrer Schwäche wartet, dass es ihr somit immer schlechter geht. Ich finde, dass in solchen Fällen einmal der Moment kommt, wo man an das Wohl der Kirche denken muss und nicht Angst haben darf, die Pflanze, die nicht nur steril, sondern verdorben ist, „*radicitus amputare*“, wie der heilige Benedikt sagen würde.

Wir müssen immer wachen, allerdings mit aller Barmherzigkeit, „*ne una ovis morbida omnem gregem contagiet* – dass nicht ein krankes Schaf die ganze Herde anstecke“ (RB 28,8). Der heilige Benedikt sagt das vor allem im Hinblick auf einzelne Personen, bisweilen gilt das aber leider für eine ganze Gemeinschaft. Bei gewissen Gemeinschaften habe ich den Eindruck, dass man unter dem Deckmantel der Barmherzigkeit das Laster unterhält. Sicher muss man versuchen die Betroffenen retten, aber das heisst, dass man den Mut und auch die Möglichkeit hat sie zu korrigieren und ihnen zu helfen, einen Weg der Umkehr zu gehen. Die Menschen in ihrem Laster lassen ist nie ein Akt der Nächstenliebe. Vielleicht kommen wir darauf zurück, wenn wir über die Missbräuche sprechen.

Der Esel und das Pferd

Ich möchte aber nicht mit dieser traurigen Bemerkung schliessen. Deshalb greife ich noch einmal das sympathische Bild vom Esel auf. Welches ist der Unterschied zwischen einem Esel und einem Pferd? Es steht mir nicht zu, den zoologischen Aspekt zu erklären. Aber es ist klar, was die Bibel damit meint: Das Pferd läuft, es ist zielstrebig, und deshalb braucht man es im Gefecht. Aber Gott persönlich steigt in seinem Wort von diesem Stolz hinunter, er holt uns von unseren „Pferden“ herunter: „Trügerische Hilfe ist das Ross, es rettet nicht mit seiner grossen Stärke“ (Ps 32,17). Wir dürfen unseren Orden, unsere Strukturen, unsere eigene Verantwortung nicht wie ein „Ross mit grosser Stärke“ sehen, denn das endet meist in einem kläglichen Scheitern, wie die Geschichte des Ordens und der Kirche zeigt.

Der Esel dagegen zieht nicht in den Krieg, er eignet sich nicht für den Sieg, wohl aber zum Tragen, zum Ertragen, wie wir das im Gleichnis vom barmherzigen Samariter und in der Episode vom Einzug Jesu in Jerusalem am Palmsonntag gesehen haben. Wir können auch an die Darstellung der Flucht nach Ägypten in der christlichen Ikonographie denken, wo der Esel, geführt von Joseph, Maria und das Kind trägt. Kurz gesagt: Der Esel ist nützlich, weil er „trägt“, weil er geduldig ist. Er versucht nicht, die Stelle dessen einzunehmen, den er trägt, er eignet sich nicht den Wert der Last auf seinem Rücken an. Wenn er Jesus trägt, kommt es ihm nicht in den Sinn, das „Hosanna!“ könnte ihm gelten. Wenn er den verletzten Mann transportieren muss, beansprucht er nicht die für diesen vorgesehene Pflege und lässt sich nicht in der Herberge bewirten.

Die Strukturen unserer *Communio* und unserer Verantwortlichkeit müssen so sein, sie müssen das sein. Wenn sie nicht so sind, sind sie nicht nur nutzlos, sondern schädlich. Denn Christus hat den österlichen Kampf für das Reich Gottes nicht auf einem Pferd gewonnen, sondern auf dem Rücken eines demütigen und sanften Esels, den „der Herr braucht“, heute mehr denn je, und wir mit ihm!